

beschriebene Erscheinung, nicht nur die Personen der Handlung²¹⁷, ihre Gesten, ihr Verhalten und Sprechen, sondern auch jeden einzelnen alltäglichen Gebrauchsgegenstand, Kleidung, Möbelstück, Farbe etc. Die Erinnerung an frühere „widerliche“ Nachtmähler bei den Auersbergern:

sie hatten immer die großartigsten geben wollen und waren auch immer überzeugt gewesen, daß es die großartigsten [...] sind, aber es waren doch immer nur widerliche, lächerliche, ganz und gar urkomische, ja tatsächlich unappetitliche Nachtmähler gewesen. [...] Im Grunde hat, ihre Nachtmähler betreffend, nichts entsprochen, weder waren die Speisen besonders gut, wenn auch oft *ganz* gut, noch die Getränke, die niemals besonders gut, aber auch niemals *ganz* gut waren, weil sie immer schlecht waren, qualitativ schlecht oder entweder zu warm oder zu kalt, zu süß oder zu sauer [...] (H 141f.),

diese Beschreibung also macht nicht nur die Wahllosigkeit, oder anders formuliert, den metonymischen Charakter des Hasses evident, sondern auch, dass der Text diesen Hass, durch den selbstironischen Ton der Übertreibung, implizit reflektiert. Diese Sprache des Hasses hat keinen Gegenstand, den sie nicht selbst erst entworfen hätte, um an ihm ihre Spielarten voll exerzieren, in ihrer eigenen Negativität schwelgen zu können. An solchen Stellen gibt er sich in seiner vollen Hilflosigkeit, aus dem Vorurteil als Selbstläufer herauszukommen.

3. 4. Die Urteilsmaschine

Das implizite Eingeständnis, dass der Hass, die Rache, eine Sprache ist, die nur ihr negatives Pathos, das Pathos der Negativität aufrechtzuerhalten im Stande sei, spricht auch davon, dass diese Sprache, wie jede Sprache, auf gewissen Regeln basiere. Sie ist an bestimmte Strukturen gebunden, die, einmal „gefunden“, endlos wiederholt werden können. Eine dieser Regeln, oder Gesetze, ist, wie es bereits gezeigt wurde, dass der Sprechende sich gegen das jeweilige (beliebige) Objekt seiner Beobachtung wendet, woraus logisch auch das Gegen-sich-Kehren des Ich in der Selbstreflexion resultiert. Zwischen Subjekt und Objekt der Beschreibung scheint ein bestimmtes Verhältnis programmiert zu sein, was als Programm auch sehr verlässlich durch den ganzen Text hindurch funktioniert. Es gibt gewisse Attribute, die sehr häufig verwendet werden, und die in ihrer Semantik das Denken in Richtungen nahelegen, wie z.B. pervers, widerwärtig, rücksichtslos, widerlich, angewidert, abstoßend, richtig, unrichtig etc., und ganze Teile des Textes scheinen nach dem Prinzip zu funktionieren, dass der Gegenstand der Beur-

217 Selbst Joana, die einzige Person, die wenn auch kritisch, doch mit Schonung und Verständnis behandelt wird, kann dieser Bösartigkeit nicht ganz entgehen, wenn es heißt, dass sie, d.h. ihr Tod, daran schuld sei, dass der Erzähler den Fehler begangen hat, an diesem Abendessen teilzunehmen (H 81).

teilung mit einem dieser Attribute verbunden wird, wobei aus der Argumentation heraus gar keine Erklärung dafür abgeleitet werden kann, warum das Subjekt des Satzes gerade mit dem bestimmten Attribut am treffendsten charakterisiert ist. Was identifiziert werden kann, ist das Schema des Urteilssatzes 'S ist P'. Der Urteilssatz funktioniert als eine Art Gesetz, das die Rahmen, die Form dessen angibt, was zur Sprache gebracht werden kann, und diese allgemeine Regelung wird dann mit Individuellem ausgefüllt, wobei in Bernhards Texten dieses Individuelle oft den Charakter der Beliebigkeit an sich trägt. Dies verleiht dem Sprechen eine Mechanik, die die erzählten Details zu auswechselbaren Manifestationen und akzidentellen Bestimmungen eines Mechanismus macht²¹⁸, und die in der Bernhard-Rezeption viele Interpreten dazu veranlasste, Bernhard einen „monomanischen“ Autor zu nennen, der nicht nur auf bestimmten Themen, sondern auch auf bestimmten syntaktischen Strukturen insistiere.²¹⁹ Der Leser hat tatsächlich den Eindruck, dass es eine potentiell unendliche Reihe von Signifikanten geben könnte, die bloß in vorgefertigte Strukturen eingesetzt werden müssten, um einen unendlichen Text zu produzieren. Dass die Erzählung an der Stelle abbricht, wo sich die Gesellschaft des künstlerischen Abendessens auflöst, mutet bloß als ein Notbehelf an, der die „Handlung“ zu einem Schlusspunkt führen muss, um die endlos funktionierende Textmaschine zum Stillstand bringen zu können. (Und sie muss deshalb zum Stillstand gebracht werden, damit der Text überhaupt existiert.) Es könnte nie so viel Verurteilungswürdiges geben, dass es die verurteilende Kraft der Sprache vollkommen erschöpfen könnte. Der Schluss von *Holzfällen* erzählt von dieser Unabschließbarkeit, sofern er die peinlichen Umstände beschreibt, die den berichtenden Erzähler erst dazu veranlassen, die Geschichte dieses Abendessens zu schreiben, und da der Text mit dem Satz endet: „ich werde *sofort* über dieses sogenannte *künstlerische Abendessen* in der Gentzgasse schreiben, [...] *gleich* und *sofort* und *gleich* und *gleich*, bevor es zu spät ist“, wird der Schluss gleichsam zu einem neuen Anfangspunkt, von dem an entweder der ganze Text noch einmal zitiert werden müsste oder eine zweite Erzählung beginnen müsste, über deren Beschaffenheit noch keine Vermutungen angestellt werden können.

Das Bewusstsein von der Negativität der Rede, sofern sie ihre Unfähigkeit zum gerechten Urteilen eingesteht, wirkt geradezu anregend für die Extension der Urteils-

218 Klug: Thomas Bernhards Theaterstücke, S. 201.

219 Zur Kritik an diesem Topos der Bernhard-Forschung vgl. Jahraus, Oliver: Das „monomanische“ Werk. Eine strukturelle Werkanalyse des Œuvres von Thomas Bernhard. Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang 1992. Für die achtziger Jahre, in die auch das Erscheinen von *Holzfällen* fällt, diagnostiziert Ch. Bartmann das Überhandnehmen dieser Mechanik und wertet sie als ein Scheitern Bernhards: „Das Maschinenmäßige von Bernhards Stücken, Erzählungen, Interviews und Interventionen in den achtziger Jahren – fast scheint es, als habe der Autor zum Ende hin seinen Ruf und Ruhm planmäßig verspielen wollen. Vor diesem Scheitern hat ihn der Tod bewahrt“. Ders.: Vom Scheitern der Studien, S. 28.

sprache. Die Produktivität des negativistischen Pathos, in der Paul de Man eine der generativen Funktionen von Texten erkennt, besteht in der Wiederholung ein und desselben gleichsam grammatischen Musters.²²⁰ Grammatik meint freilich nicht einfach im Text konkret lokalisierbare Strukturen, die Satz für Satz linguistisch zu analysieren wären (diese inkludiert sie bloß), sie ist ein „system of relationships that generates the text and that functions independently of its referential meaning“²²¹. Grammatisch wäre demnach in *Holzfällen* nicht nur das Schema des Urteilssatzes zu lesen, sondern auch schon das Verhältnis, das zwischen Subjekt und Objekt der Beobachtung programmiert ist, ja die Figur der Inversion selbst. Die Grammatik des Textes, die also „a logical code or a machine“ und für den Text konstitutiv ist (da es keine Texte ohne Grammatik gibt), ist gleichzeitig dasjenige, was in ihrer Mechanik und ihrem gesetzhaften Funktionieren die referentielle Bedeutung untergräbt.²²² Ich bin nicht in der Lage zu beurteilen, wie sich Bernhards Texte für einen *native speaker* der deutschen Sprache lesen, aber meine eigenen Erfahrungen zeigen, dass ihre Lesbarkeit (hier bloß im Sinne einer Verfolgbarkeit der Textbewegung, einer Konsumierbarkeit, wenn man so will) mit dem allmählichen Vertrautwerden der Strukturen, die verlässlich wiederholt werden, erheblich wächst, ja dass es u.a. gerade die Mechanik ist, die beruhigend gesetzmäßige Grammatik, die, Referenz in den Hintergrund stellend, den Selbstläufer Text reizvoll macht. Die Subversion der Referenz durch die Grammatik ist etwas, was jedem Text eignet, Bernhards Erzählungen führen dies aber unter den Texten der österreichischen Literatur, die an herkömmlichen Formen des Erzählens letzten Endes doch festhalten²²³, in seltener Deutlichkeit vor Augen.

Die Urteile, die der beschriebenen Mechanik gehorchen müssen, könnten gleichwohl nicht erscheinen, wären sie nicht „ausgefüllt“ mit Subjekt und Prädikat, deren Referieren auf etwas, was nicht bloß Sprache ist, von der Grammatik nie gänzlich verhindert werden kann. Das Gesetz, das nicht zu Stande kommen könnte, wenn Rücksicht auf seine individuelle Anwendung genommen werden müsste, wäre kein Gesetz, würde es nicht seine Anwendbarkeit auf Individuelles implizieren. Wenn man *Holzfällen* liest, kann es nicht gänzlich verhindert werden, dass man den Text als Leerlauf von vorgefertigten Strukturen wahrnimmt, andererseits kann den Sätzen niemals ganz die

220 Vgl. Hamacher: De Mans Imperativ, in: ders.: Entferntes Verstehen, S. 165

221 de Man, Paul: Promises (Social Contract). In: Ders.: Allegories of Reading, S. 268.

222 „But as no text is conceivable without grammar, no grammar is conceivable without the suspension of referential meaning. Just as no law can ever be written unless one suspends any consideration of applicability to a particular entity including, of course, oneself, grammatical logic can function only if its referential consequences are disregarded.“ Ebd., S. 268.

223 Im Gegensatz etwa zu den Texten der sogenannten experimentellen Literatur in Österreich, die mit einer viel stärkeren Betonung der grammatischen Vorbestimmtheit von Texten auch ihre Materialität offensichtlicher vor Augen führen.

Möglichkeit entzogen werden, dass sie etwas bedeuten, auf etwas referieren. Das Beharren des Textes darauf, referentiell gelesen zu werden, wird ganz offensichtlich zur Sprache gebracht, wenn die Sprechenden in *Holzfällen* ihre Behauptungen und Urteile explizit als „die Wahrheit“ bezeichnen. In diesem Roman gibt es zahlreiche Stellen, wo der Erzähler oder andere zitierte Figuren immer wieder „Das ist die Wahrheit!“ ausrufen (z.B. H 90, 93, 106, 164, 170, 259, 284f., 289, 290), wobei die Wahrheit einer Aussage zu behaupten logischer Weise nach sich zieht, dass diese Aussage referenzfähig ist. Obwohl der Zusatz wegen der Wiederholungen ebenfalls mechanisch wirkt, und er, da sein Vorkommen durch nichts motiviert zu sein scheint, genauso gut jeden anderen Satz abschließen könnte, kann man dieses Insistieren auf der Bedeutungsfähigkeit (und Wahrheit) des vorher Gesagten doch nicht einfach als Maschine abtun.

Hilflos und dilettantisch ist das deutsche Theater immer gewesen, das ist die Wahrheit. Immer nur modisch und immer geistlos, das ist die Wahrheit. Ohne Witz, das ist es. Ohne die geringste Genialität, das ist es. [...] Selbst der letzte Kabarettist in Wien ist besser, als der berühmteste deutsche Schauspieler, sagte er, das ist die Wahrheit. (H 290)

Diese Ausrufe, obwohl in ihrer Apodiktik maschinenhaft, lesen sich wie Aufforderungen, man möge sie ernst nehmen, sich mit ihnen auseinandersetzen, über die Plausibilität des Behaupteten nachdenken oder, im Endeffekt, einen Pakt mit dem Text schließen, nach dem hier jemand Bestimmter spricht, der etwas zu thematisieren im Stande ist, der Anspruch auf den Wahrheitscharakter seiner Aussagen erhebt.

Nichts ändert an der Fähigkeit des Textes, die Wahrheit zu sagen, dass die Version des Erzählers von vornherein als mögliche Lüge erklärt wird²²⁴ und die Unentscheidbarkeit, ob Wahres oder Unwahres erzählt wird, im ganzen Text aufrecht erhalten bleibt. Der Schluss des Romans ist eine einzige Selbstbezeichnung des Schriftstellers, beim Abschiednehmen nur Lügen gesagt zu haben²²⁵, und genau das Unbehagen darüber lässt ihn den Entschluss fassen, die Geschichte dieses Abends zu schreiben, woraus folgen müsste, dass die Erzählung gerade aus der Richtigstellung, aus der Umkehrung dieser Lügen bestehen wird (bestanden haben wird), was aber im Laufe des Textes wiederum mehrmals in Frage gestellt ist. (Andererseits wird die Möglichkeit der Lüge immer schon mit der Möglichkeit der Rettung verknüpft, so dass aus dem Entschluss, sofort

224 „Oder wir entkommen ihnen und machen sie herunter, verleumden sie, verbreiten Lügen über sie, dachte ich, um uns zu retten, verleumden sie, wo wir nur können[...]“ (H 161).

225 „was für ein gemeiner, verlogener Mensch ich bin, der tatsächlich vor nichts, aber auch schon vor gar nichts, nicht vor der gemeinsten Lüge, zurückschreckt“ (H 316); „Daß ich zu einer solchen ganz gemeinen Verlogenheit fähig bin, dachte ich, während ich noch mit der Auersberger gesprochen habe, dazu fähig bin, ihr ganz offen ins Gesicht zu lügen“ (317); „war hinunter gelaufen über die Treppe und auf die Straße, fortan durch alle jetzt von mir gegangenen Straßen damit gepeinigt, der Auersberger alles Gesagte nur vorgelogen zu haben und ganz bewußt ihr alles und jedes Gesagte vorgelogen zu haben“ (318).

über das Vorgefallene zu schreiben, gerade nicht die Richtigstellung, sondern das Ingangsetzen der Lügenmaschine folgen könnte.)

Wenn der Leser schon dazu verleitet wird, die verschiedenen Erklärungen inander abzuwägen und zu dem Schluss zu kommen, dass der Text Wahrheit und Lüge thematisiert, hat er die Sätze in ihm referentiell gelesen. Selbst wenn der Text zu sagen schiene, er sei mechanisch und unfähig zu bedeuten, wäre dies ein Satz, den man auf eine Bedeutung hin gelesen haben muss.²²⁶ Der Text kann aber die Wahrheit(en) über sich selbst niemals so sagen, dass man sich ihres Wahrheitscharakters versichern könnte.

Eine logische Aporie zeichnet Bernhards Äußerung aus, man könne Wahrheit als Lüge bezeichnen. Auf die Frage von Krista Fleischmann, ob es denn für ihn keine Wahrheit und keine Lüge mehr gebe, antwortet er folgendermaßen:

Das kann man alles austauschen, auch Sie haben absolut recht, wenn Sie eine Wahrheit als Lüge bezeichnen, aber das würde nie ein *Richter* einsehen, nicht. Wahrheit und Lüge spielen ja die Hauptrolle bei *Gericht* auf der Welt, nicht. Und da kommen Sie mit Ihrer Ansicht nicht durch. Der *Philosoph* hat vor Gericht nichts zu melden [...].²²⁷

Die Behauptung, Wahrheit könne man durch Lüge austauschen, verdient nur dann Aufmerksamkeit, wenn man den Satz als einen wahrheitsfähigen liest, gleichzeitig muss sich die Äußerung selbst widerlegen, wenn sein Gehalt eine potenzielle Lüge ist. Aber worauf es Bernhard ankommt, ist doch nicht, mit dem Satz des Kreters gegen das Gericht zu ziehen. Im Weiteren scheint er eher auf die perspektivische Beschaffenheit von Wahrheit die Betonung zu legen („Nachdem es keine Wahrheit gibt und keine Lüge und alles offen ist – vier Milliarden Menschen sind vier Milliarden Welten, nicht. Also keine zwei Menschen sehen die Welt gleich, weil auch alle vier Milliarden völlig verschieden sind“²²⁸), womit er hinter seine eigene poetologische Äußerung zurückfällt, die er in diesem Interview vorher macht. Es heißt dort, man könne alles mit allem vergleichen und alles mit allem austauschen²²⁹, was wesentlich mehr besagt, als dass Wahrheiten aus einer anderen Perspektive als Lügen wahrgenommen werden. Wie an *Holzfällen* bereits gezeigt wurde, lassen sich gewisse Momente in seinen Texten als eine mechanische Fortbewegung von Strukturen lesen, in denen das, was bedeuten kann, als beliebige, austauschbare Füllsel erscheint. Dem widerspricht freilich, dass er seine Wörter immer schon so einzusetzen wusste, dass ihnen politische und juristische Relevanz verliehen

226 Vgl. dazu Hamacher: *De Mans Imperativ*, S. 167.: „Kein Text hat die Macht, die Möglichkeit auszuschließen, daß er die Wahrheit – oder zumindest etwas Wahres – sagt; aber keiner vermag diese Wahrheit zu verbürgen, weil jeder Versuch, sie sicherzustellen, die Indetermination seiner Bedeutung proliferieren muss“.

227 Fleischmann: *Thomas Bernhard – Eine Begegnung*, S. 146 (Hervorhebung im Text).

228 Ebd., S. 146.

229 Ebd., S. 146. Wenn man alles mit allem austauschen kann, dann kann die Rede nicht metaphorisch, nur metonymisch funktionieren.

werden konnte. In *Holzfällen* werden weder Wien und seine Straßennamen, noch das Burgtheater, noch der Beruf der vorkommenden Figuren etc. durch etwas „Beliebiges“ ausgetauscht. Die Urteile in *Holzfällen* sprechen aber trotzdem nicht von bestimmten Personen oder anderen Phänomenen der Wirklichkeit, sondern von ihren eigenen Voraussetzungen, sie „thematizieren“ die Unentscheidbarkeit, ob sie fähig sind, referentiell zu funktionieren, wobei noch diese Thematisierung eine Wahrheit ist, die nicht aus dem gleichen Dilemma herauskommt.

Die juristische Lektüre nimmt natürlich nicht nur an, dass die Referenzfähigkeit des Textes nicht auszuschließen ist, sie liest ihn vielmehr nur darauf hin, *was* er sagt. Die Urteile im Text werden als wahrheitsfähige Gebilde wahrgenommen, es soll nur geprüft werden, ob nicht Unwahres über etwas oder jemanden behauptet wird. Insofern hat man in solchen Lektüren zunächst einmal mit einem Vorurteil zu tun, sofern sie im Voraus entscheiden, dass sich der literarische Text auf die Wirklichkeit bezieht und dass sein „Worüber“ zu bestimmen ist. Bernhards Sprecher scheinen an vielen Stellen gerade mit der Schwierigkeit zu kämpfen, dieses „Was“ ihrer Rede zu verstehen. Die Komik vieler Sätze resultiert eben daraus, dass der Sprechende glaubhaft machen will, er durchschaue das Wesen des Redegegenstandes und er trotzdem nicht dazu kommt, dieses Wesen zu sagen. Der Burgschauspieler meint z.B., er habe begriffen, „was dieser Ekdal ist, überhaupt was die *Wildente* ist. *Überhaupt, was Ibsen ist*“ (H 181); der Schriftsteller habe sich für das „Künstlerische“ entschieden, wenn er „*auch gar nicht wußte, was das ist, das Künstlerische*“ (H 90), er begreife aber erst jetzt richtig, „*was Künstler sind, wie sie sind, wodurch sie sind und was sie nicht sind, nicht sein können, zeitlebens*“ (H 132) etc. Diese Stellen, wo gerade dieses „was“ unbestimmt bleibt (bzw. manchmal als „alles“ bestimmt wird, z.B. H 91), sind meiner Ansicht nach symptomatisch für das ganze Urteilsgeschehen und zwar auch deshalb, weil sie „im Voraus“ das anzuzeigen scheinen, was am Ende des Textes vom Erzähler in einer alles Gesagte in seiner Notwendigkeit zurücknehmenden Geste erklärt wird: nämlich dass das Schreiben dieser Geschichte nicht dadurch motiviert sei, etwas, und zwar etwas Bestimmtes, zu thematisieren, endlich „die Wahrheit“ sagen zu können, sondern nur dadurch, dass überhaupt geschrieben werden muss, um der Erregung und dem Hass Sprache zu verleihen²³⁰.

230 Franz Eyckeler kommt eine längere Passage (Spadolinis Lobrede über die verstorbene Mutter von Murau und Muraus Reflexionen über diese Rede) in Bernhards *Auslöschung* analysierend zu dem Schluss, dass an dieser Stelle sich das erschließt, „was Bernhards eigenes poetisches Verfahren so treffend charakterisiert: Es ist das *Wie*, nicht das *Was*, es ist die rhetorische Qualität seiner Rede, die einem jeweils bestimmten Wirkungswillen, einer Wirkungsabsicht entspringend, hier alles inhaltlich Gesagte überlagert“. Ders., *Reflexionspoesie*, S. 159. Eyckelers Darstellung liegt aber, im Gegensatz zur vorliegenden Arbeit, eine Auffassung von Rhetorik zu Grunde, nach der sie ein durch den Autor kontrollierbares Mittel und als solches vor allem dazu geeignet ist, Wirkungsabsichten zu verwirklichen. Zu der Frage des Was in Bernhards Sprache vgl. auch: Bartmann: *Vom Scheitern der Studien*, S. 22: „In Bernhards Prosa vollzieht sich

[Ich dachte], daß ich über dieses sogenannte *künstlerische Abendessen* in der Gentzgasse schreiben werde, [...] ganz einfach *etwas* darüber schreiben werde und ich lief und lief und dachte, ich werde sofort [...] schreiben, egal was, nur *gleich* und *sofort* (H 321).

Nimmt man diese Erklärung ernst, d.h. für eine bedeutungsfähige Aussage, dann wird durch sie mit rückwirkender Geltung alles vorher Erzählte zumindest gleichgültig, gleich gültig nur in dem Sinne, wie alles beliebige Andere (nicht Erzählte) den gleichen Anspruch auf Gültigkeit erheben könnte. Das Was der Bernhardschen Rede funktioniert demnach nicht metaphorisch, sondern metonymisch.

Der Vorwurf Bernhards, vor Gericht spielten Wahrheit und Lüge die Hauptrolle, weshalb dort der Philosoph nichts zu melden habe, könnte man auch so verstehen, dass literarische Texte, selbst wenn *das* in ihnen zu lesen versucht wird, *wie* sie sich selbst lesen, *was* sie „in sich selbst“ lesen, niemals aus einer Unentscheidbarkeit hinsichtlich Wahrheit und Lüge herauskommen können. Weder im Hinblick darauf, ob das in ihnen Gesagte in einer einfachen, d.h. nicht selbstreflexiven Lektüre, wahr ist, noch die Wahrheit ihrer Aussagen über sich selbst betreffend. Das Vorurteil der Justiz besteht, wie bereits gesagt, darin, im Voraus zu entscheiden, dass von den Anstrengungen der Literatur, von ihrem Ringen nach Wahrheit und von der Problematisierung dieses Begriffs durch sie abgesehen werden soll. Da die apodiktische Sprechweise in *Holzfällen*, das fast reibungslose Funktionieren des Urteilens, im Widerspruch dazu steht, dass der Gegenstand der Urteile als potenziell Beliebiges erscheint, muss die juristische Lektüre auch davon absehen, dass das perfekt beherrschte Wie des Urteilens das Was des Urteils erschüttert, auch in dem Sinne erschüttert, dass es zur Frage wird, was Urteilen überhaupt heißt. Wenn festgestellt werden kann, dass *Holzfällen* ein urteilender Text ist, dann müsste diese Feststellung ein Wissen darüber implizieren, was Urteilen bedeutet. Sofern aber der Text das Performative gegenüber dem Konstativen in den Vordergrund stellt, stellt er implizit das Wesen des Urteils, das Wesen zu sagen, in Frage.²³¹ Wenn Bernhard sagt,

nicht der Akt einer Sprachfindung für vordem Unbenanntes, sondern umgekehrt: Was immer an Realem in den Text eingeführt wird, dient bloß als Belastungsmaterial in einem Prozeß, der keinen Zweifel an der Schuld des Angeklagten läßt. Nichts ist Bernhards Anliegen weniger, als den Dingen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; vielmehr will er in seinen Text-Prozessen, wo schon nichts mehr wiedergutzumachen ist, wenigstens Recht bekommen.“

- 231 „Schon von ihrer Form her scheint die Frage ‚Wie urteilen?‘ zumindest im voraus darüber zu urteilen (*préjuger*), was Urteilen (*juger*) heißt. In einer Situation, in der man weiß oder *voraussetzt*, was Urteilen heißt, fragt man sich also nur: *wie* urteilen? Aber in ihrer Eigenschaft als ein suspendierter Titel kann die Frage *wie urteilen* eine paradoxe, im eigentlichen Sinne paradoxe Wirkung haben, wenn ein Paradox stets die Sicherheit einer *doxa* destabilisiert, einer Meinung oder eines überkommenen Urteils und hier eines Urteils über das Urteil, eines Vorurteils über das Urteil, nicht nur darüber, was Urteilen ist, sondern über die Autorität der *ousia*, des *quod* und *quid*, des ‚Was‘ über das Urteilen. Tatsächlich kann *Wie urteilen?* [...] eine radikal kritische Wirkung auf die Logik der Voraussetzungen haben, derzufolge man wissen müsste, was Urteilen ist, bevor man die Frage ‚Wie urteilen?‘ stellt. Mit der Frage *wie?* Und nicht mit der Frage *was ist?* zu beginnen, kann darauf hinauslaufen, das klassische *Vorrecht* (*prérogative*) des Urteils

der Philosoph habe vor Gericht nichts zu melden, dann scheint er damit die Möglichkeit nahezulegen, dass Literatur, obwohl durch den Modus des Als-ob ihres Sprechens aus der Philosophie ausgeschlossen, fähig ist, etwas über die Sprache überhaupt anzudeuten, so auch über die Sprache des Rechts.

zu suspendieren. Ein ontologisches Vorrecht, welches fordert, daß man zunächst das Sein sagt oder denkt, daß man sich zunächst über das Wesen, zum Beispiel einer Verfahrensweise, äußert, bevor man sich fragt, *wie* zu verfahren sei. Dieses ontologische Vorrecht – das vielleicht nicht die ganze Ontologie ist – ist präjudizierend (*pré-judicative*) in dem Sinne, daß es ein Vorurteil einschließt, demzufolge, da es das Wesen des Urteils ist, das Wesen zu sagen (S ist P), es – es, das Wesen des Urteils – nur einem Urteil zugänglich sein kann, das vor aller Modalisierung sagt: S ist P. Dies bedeutet auch ein Vorrecht des Theoretischen und des Konstativen über das Performative oder das Pragmatische, und dieses Vorrecht präjudiziert (*préjuge*), prädeterminiert oder prädestiniert das Wesen selbst des Urteils, und man könnte sogar sagen, das Wesen des Wesens, indem es dieses der Frage *was ist?* unterwirft.“ Derrida: *Préjugés*, S. 21f.